

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am nächsten Morgen durften wir in seiner Gesellschaft das Neapolitaner Museum besichtigen. Er behielt sich einen erneuten eingehenden Besuch bei seiner Rückkehr vor; es war nicht leicht, der Fülle des Materials der neuesten Ausgrabungen gerecht zu werden. — Auf spiegelglatter, tiefblauer See ging es am Nachmittag nach Capri. Mommsen war strahlendster Laune, wie ein Schuljunge in den Ferien. Versuchte auf dem Schiff Tarantella zu tanzen. Erzählte aus seiner Kindheit. Wie minderwertig er gewesen sei, wie ihn sein Vater mit seinem schönen Namen Theodor gehänselt hätte. Nur der Gedanke störte ihn, in Capri unter den vielen Deutschen sein Inkognito nicht bewahren zu können. Man beschloß auf Vorschlag meines Onkels, ihn nur mit Signor Teodorico anzureden. Bei seinem charakteristischen Äußeren erwies sich dieser Versuch bald als Illusion. Gleich am ersten Abend im Speisehaus stürzte ein bekannter deutscher Historiker auf ihn zu. Um sich vor dem Hereinziehen in dessen Kreis zu schützen, griff Mommsen zu seinem ihm oft zum Vorwurf gemachten Verteidigungsmittel. Er verfiel in eine Art Katalepsie. Der „Herr Professor“ rief erstaunt: „Ja, kennen Sie mich denn nicht wieder? Mein Name ist K.“ — „Mir völlig unbekannt“, sagte Mommsen laut und vernehmlich. K. zog tiefbeleidigt ab.

J. hingegen ließ sich leider nicht abschütteln. Er war eine Weltberühmtheit, gesellschaftlich aber noch nicht lanciert. Mommsen lehnte den Mann vollständig ab, als Menschen, als Gelehrten. Er hielt die industrielle Verwertung seiner Entdeckung für „unwissenschaftlich“, und damit war der Mann für ihn gerichtet.

Unsere Ausflüge auf den Tiberiusfelsen, nach Anacapri, in die blaue Grotte wurden durch die Spannung zwischen den beiden Geistesgrößen gestört. — In J.'s eiguem Hause kam es zum Zusammenstoß. Von einer Reise nach Pompeji, zur Besichtigung der neuen Ausgrabungen, war die Rede. Mommsen wollte verhindern, daß J. von der Partie sei. Unser Gastgeber verstand ihn in seinem stark entwickelten Selbstgefühl nicht. Er meinte, der Neapolitaner Museumsdirektor würde sich sein Mitkommen als besondere Ehre anrechnen. Mommsen bekam einen roten Kopf. Er betonte scharf, daß es sich um eine private Einladung handle und er sich die Begleitung von Fremden verbeten hätte. Uns stockte der Atem. Wir fühlten alle die tiefgehende Wirkung der entstandenen Spannung. — Der Wortwechsel nahm immer schärfere Formen an. Endlich erklärte Mommsen, man habe zwischen ihm und dem Gastgeber zu wählen!

Die Besichtigung der Ausgrabungen in Pompeji, wobei er mir und seiner Tochter in väterlicher Weise alles uns Unverständliche erklärte, war der Abschluß der mir unvergeßlich gebliebenen Osterreise, eine letzte persönliche Erinnerung an Mommsen.

Anna Celli-Fraengel.

Bücher Rundschau

Schweizerische Kriegstrophäen.

Fahnen erbeutet in den Schweizerkriegen. 38 Tafeln nach den Fresken in der Franziskanerkirche in Luzern, gezeichnet von Joseph Gauch. Verlag Eugen Haag in Luzern 1939.

Vor einem Jahr, aus Anlaß des eidgenössischen Schützenfestes, entschloß sich der Verlag Eugen Haag in Luzern die an den Wänden der Franziskanerkirche daselbst aufgemalten Feldzeichen, welche die Luzerner in ihrer kriegerischen Vergangenheit errungen hatten, im Bilde wiederzugeben.

Wie an anderen Orten, so auch in Luzern, sind diese erbeuteten Panner und Fahnen zum Andenken an errungene Siege in Kirchen und Zeughäusern aufgehängt

worden. Im Laufe der Jahrhunderte sind die Originale meist durch das Alter zerfallen; doch hat man sie oft vorher vorsorglicher Weise durch gemalte Kopien auf Leinwand der Nachwelt aufbewahrt. Sehr häufig ist es aber auch vorgekommen, daß von Staats wegen die dem Untergang geweihten Banner durch einen Künstler im Bilde festgehalten wurden. Dies geschah durch die Anlage der sog. Fahnenbücher, von denen sich verschiedene in der Schweiz als äußerst wertvolle Dokumente aus dem 17. und den folgenden Jahrhunderten erhalten haben. Oft ist auch die Tatsache zu konstatieren, daß diese ehrwürdigen Feldzeichen, bevor sie in Kirchen und Zeughäusern dem endgültigen Untergang anheimfielen, in ihrer natürlichen Größe, oder auch verkleinert, als Holztafelbilder abgemalt wurden oder dann als Fresken ihren Platz auf Kirchen- und Kapellenwänden fanden. Wohl kaum eine Stadt der Schweiz hat ihren Bestand an Kriegsbeutefahnen im Bilde in so trefflichen Wiedergaben aufbewahrt, wie Luzern. Allerdings von den 62 Bannern und Fahnen, welche die Luzerner vom Guglereinfall, 1374, bis zu den Söldnerkriegen in Frankreich, 1569, gewonnen haben, sind nur noch wenige erhalten.

Über das Schicksal der Originale sei kurz berichtet. Im Jahre 1491 sind auf Befehl der Regierung von Meister Nikolaus von Luzern Leinwandkopien der zehn 1386 bei Sempach erbeuteten Banner angefertigt worden. Die beschädigten Originale wurden im Wasserturm, dann im Zeughaus aufbewahrt. 6 der obigen Kopien haben sich bis heute erhalten, an Originalen sind noch das Banner des Freiherrn Ulrich von Hasenburg und ein Bruchstück des Banners von Schaffhausen auf uns gekommen. Nach dem Erdbeben von 1622 sind alle diese Feldzeichen heruntergenommen und magaziniert worden. Als Ersatz wurden jedoch glücklicherweise an den Hochwänden des Mittelschiffs der Franziskanerkirche möglichst getreue Kopien, im ganzen 42 Stück in Originalgröße, als Fresken aufgemalt. Leider ist der Künstler bis jetzt unbekannt geblieben. Als Erinnerung an die Kriegstaten der Altvordern waren sie bis zur Kirchenrenovation von 1790 an diesem Standort sichtbar. Damals wurden sie dann übertüncht. Man bewahrte aber ihr Andenken durch 14 auf Holztafeln gemalte Kopien am selben Orte. Diese zeigten die Fahnen schematisch in halbgerafftem Zustand und heraldisch ziemlich ungenau. Bei der Kirchenrenovation in den Jahren 1896–99 kamen nach Fortschaffung der Tafeln die alten Freskogemälde wieder zum Vorschein. Sie wurden sorgfältig restauriert und bilden heute einen prächtigen Schmuck des Gotteshauses.

Dieses Fahnenmaterial ist nun in der oben erwähnten Publikation des Haag=Verlages allgemein zugänglich gemacht worden. Die Fahnen sind getreu von Herrn Joseph Gauch vom Staatsarchiv Luzern nachgezeichnet und auf 38 einzelnen Farbentafeln klar und deutlich reproduziert worden. Die Publikation umfaßt vier Gruppen: I. Sempacherzeit 10 Banner, II. Burgunderkriege 11 Stück, III. Schwabenkrieg und Einzelepisoden 8, und IV. Söldnerkriege 9 Feldzeichen. Originale haben sich aus dem Schwabenkrieg, wie auch aus den Söldnerfeldzügen keine mehr erhalten. Merkwürdiger Weise sind jedoch noch zwei Fahnen aus den Burgunderkriegen auf uns gekommen, deren Abbildungen in den Fresken der Franziskanerkirche fehlen. Ferner sind noch zwei türkische Schiffsflaggen vorhanden, die der in päpstlichen Diensten stehende Hans Rölly von Kriens als Trabant des päpstlichen Admirals Marco Antonio Colonna beim Entern des türkischen Admiralschiffs in der Seeschlacht von Lepanto 1571 erbeutete.

Die Farbentafeln der neuen Publikation (gedruckt bei Schill & Cie., Luzern) sind sehr gut herausgekommen und den restaurierten Originalfresken entsprechend wiedergegeben. So ist dieses Tafelwerk für Historiker wie Heraldiker sehr bedeutsam. In einer achteitigen Einleitung berichtet J. Gauch kurz über das Schicksal dieser Banner und beschreibt die Einzelstücke der vier verschiedenen Gruppen. Leider ist dieser Begleittext zu kurzweilig ausgefallen und gibt sich eigentlich nur als erweitertes Inhaltsverzeichnis. Die heraldischen Beschreibungen lassen zu wünschen übrig.

Neben den Fresken in Luzern haben sich auch drei Fahnenbücher erhalten, Aquarelle auf Papier gemalt. Das Original dieser Fahnenbücher befindet sich im Schweizerischen Landesmuseum, zwei gleichzeitige Kopien in der Bürgerbibliothek zu Luzern und im historischen Museum in Bern. Das Luzerner Exemplar hat der Verfasser benützt und die Abweichungen der Fresken von diesen angegeben.

Das Fahnenbuch des Landesmuseums enthält genaue und künstlerisch gut wiedergegebene Aquarelle. Die Feldzeichen entsprechen dem Bestand an den Wänden der Franziskanerkirche, zeigen aber mehr Einzelheiten. Dem Fahnenbuch sind dann noch die in der Schlacht bei Söliberg, 1656, den Bernern abgenommenen Fahnen beigelegt, von denen sich noch zwei Stück im historischen Museum im Rathaus zu Luzern erhalten haben. Dieses Fahnenbuch weist bei jedem Stück eine interessante Legende auf, die über Herkunft, Zugehörigkeit und Erbeutung Auskunft gibt. Besonders für die Gruppen III. und IV. des Gauch'schen Fahnenbuchs wäre die Publikation dieser Legenden unumgänglich gewesen. Trotz dieser Mängel des Textes ist es doch freudig zu begrüßen, daß die Literatur über die erbeuteten Feldzeichen aus der alten Eidgenossenschaft durch eine schöne Reproduktion der Luzernerstücke in der Franziskanerkirche bereichert worden ist. Wir besitzen nun als grundlegende Werke das von Dr. Robert Durrer 1928 herausgegebene Glarner Fahnenbuch und das von St. Gallen, das 1939 von Paul Martin erschienen ist. Die Ungunst der Zeiten hat die Herausgabe der Zürcher Fahnenbücher auf unbestimmte Zeit verunmöglicht, und auch die Luzerner Fahnenbücher sind der Wissenschaft noch nicht zugänglich gemacht worden.

E. A. Geßler.

Geschichtliche Besinnung.

Werner Räf: Geschichtliche Besinnung in der Gegenwart. Verlag H. R. Sauerländer & Co.,arau 1940.

Aus Not und Unruhe heraus tauchen immer wieder die Fragen auf: Wieso konnte es so weit kommen und wie soll aus all den Wirren unserer Tage wieder einmal eine geordnete Welt entstehen, in der die einzelnen Staaten in friedlicher Zusammenarbeit nebeneinander leben? Wer in der Geschichte etwas zu Hause ist, weiß, daß seit den ältesten Zeiten Machtsanspruch, wirtschaftliche Schwierigkeiten, innere Unruhen immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt haben.

Professor Räf orientierte letzten Winter in sechs Vorträgen die Radiohörer über die Lage, die zum jetzigen Krieg geführt hat und über Stellung und Bedeutung unseres Landes in dieser Zeit. Diese Vortragsreihe liegt heute im Druck vor. Für die Voraussetzungen des gegenwärtigen Krieges greift der Verfasser auf den Weltkrieg von 1914—1918 zurück und vor allem auf die daraus resultierenden Friedensschlüsse. Auf dem östlichen Spannungsfeld zündete vor 25 Jahren der Funke. Im Osten, wo sich nationale Probleme stauten, die im Versailler Vertrag nicht gelöst werden konnten, nahm auch diesmal wieder der Krieg seinen Anfang. Durch die glücklich gewählte Terminologie von „national“, „international“ und „übernational“ entstehen vor dem Leser in aller Schärfe die drei großen Gruppen: die westlichen Nationalstaaten Frankreich, England und Spanien, die sich bereits um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit als solche konsolidierten; die mitteleuropäischen internationalen Partikularstaaten im Raum der deutschen und der italienischen Kultur und endlich im Osten die übernationalen Großmächte Österreich-Ungarn und Rußland, welche sich die weiten Gebiete verschiedenrassiger und verschiedensprachiger Völkerschaften untertan machten. Räf verzichtet, darauf aufmerksam zu machen, daß nach dem Sturz Napoleons I. bereits Metternich genug zu tun hatte, die nationalen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie zu unterdrücken, daß ferner in der Revolution von 1848 diese Forderungen zu blutigen Aufständen führten, die bloß mit Hilfe Rußlands niedergedrückt werden konnten. Er begnügt sich damit, aufzuzeigen, daß sich die nationalen Wünsche dieser östlichen Völker im wesentlichen erst im Weltkrieg meldeten.

Nach dieser allgemeinen Orientierung geht der Verfasser auf das Problem über, um das es ihm eigentlich zu tun ist: die Berechtigung und Bedeutung des Kleinstaats, vor allem der Schweizerischen Eidgenossenschaft, in der Zeit der extrem rassistisch-nationalen Ideologie. In kurzen, prägnanten Strichen zeichnet er das geschichtliche Werden unseres Landes, das sich aus „Stadtstaaten“ und „Landsgemeindestaaten“ schließlich zum Bundesstaat zusammenschloß. Es tut gut, daran erinnert zu werden, daß heute, wo wir in europäischen Großmächten den totalitären Staat erleben, unsere demokratische Staatsform eine notwendige Aufgabe erfüllen muß. Sie soll dartun, daß das gemeinsame Ordnen der allgemeinen An-

gelegenheiten mit individuellen Kräften eine gesunde Grundlage für das Leben des Staates bilden kann.

Zum Schluß aber geht der Verfasser noch einen Schritt weiter: er untersucht unsern Staat auf die Wertbeständigkeit und den allgemein menschlichen Gehalt seiner Gedanken hin und kommt zu einem positiven Ergebnis. Heute, wo die nationalen Gegensätze die Völker gegeneinander treiben, zeigt unser Land mit seinen vier verschiedenen Nationen, die zusammen doch nur eine Nation bilden, in seinen kleinen Verhältnissen ein bescheidenes Beispiel von der Möglichkeit des Zusammenlebens verschiedener Nationen. Kann ein Zustand gegenseitiger Achtung und ehrlichen Willens nach fruchtbarer Zusammenarbeit der Völker Europas wieder hergestellt werden? Vorsichtig geworden an den Erfahrungen des Völkerbundes, überschätzt Näs eine übernationale Organisation nicht. Wohl aber erhofft er manches von der Errichtung eines zwischenstaatlichen Rechts, „das stärker sei als die Gewalt“ und von „gemeinsamer Regelung der verkehrstechnischen, wirtschaftlich-finanziellen, sozialen und humanitären Aufgaben“. Reicht aber der gute menschliche Wille zu einer solchen Verständigung? Kann das Mißtrauen der Völker gegeneinander wirklich vom Menschen aus überwunden werden? Näs Publikation erschien auf Ostern. Seither sind sich wieder furchtbare Ereignisse gefolgt, die unser Vertrauen auf eine Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern, die sich heute bekriegen, einzig vom Menschen aus, zutiefst erschüttert haben. Ist nicht vielmehr der Zeitpunkt gekommen, wo wir Menschen einsehen lernen, daß eine höhere Macht eingreifen muß, wenn der Welt der Friede und die Möglichkeit fruchtbarer, zum Wohl aller dienender Zusammenarbeit geschenkt werden soll?

M. Greiner.

Bücher um Bismarck.

Erich Marcks: Bismarck und die deutsche Revolution 1848—1851. Aus dem Nachlaß herausgegeben und eingeleitet von Willy Andreas. Zweite Auflage. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin. (Nach dem Copyright-vermerk 1939.)

Ein wissenschaftliches Werk, das innerhalb zweier Monate, noch dazu in drückender und bewegter Kriegszeit, mit der es doch kaum zu tun hat, in zweiter Auflage erscheint, das ist wohl etwas Besonderes. Das kann nur so begründet sein, daß Verfasser sowohl wie Gegenstand dem lesenden und denkenden Teil der Nation am Herzen liegen. Erich Marcks ist 1938 gestorben; in seinem Nachlaß fand sich, was nun hier vor uns liegt. Die Wissenden wissen, daß mit Bismarcks Geschichte und Lebenswerk keiner besser vertraut gewesen ist als er. Wer nach dieser letzten Arbeit des glänzenden Geschichtsschreibers greift, wird nicht enttäuscht, wird nicht von einem Nachlassen oder Versagen des alt gewordenen Gelehrten reden. Die hinreißende Sprachkunst und Erzählergabe macht das Lesen zur Freude. Die völlige Beherrschung des Stoffes, in der der Verfasser sich bewegt, gibt dem Leser eine wohlthuende Sicherheit. Zur Vertrautheit mit allem, was irgendwie zur Sache gehört, kommt der Abstand, den trotzdem der Darsteller gewonnen hat, und niemand würde urteilen, der Biograph habe völlig im Banne der gewaltigen Persönlichkeit gestanden, für die er uns da doch zu fesseln versteht. Das ist große Geschichtsschreibung.

Daß man uns aber auch heute noch zu fesseln vermag, zeigt auch hier wieder, wie lebendig Bismarck noch immer unter uns ist. Dabei ist allerdings gerade die Zeit von 1848 bis 1851 vielleicht das, was uns aus der Lebensgeschichte des Reichsgründers am fernsten liegt. Gewiß: mit ein paar kräftigen und höchst bezeichnenden Ausprüchen des jungen konservativen Edelmanns läßt sich auch da etwas geben, was anzieht und ergötzt, aber die Verfolgung der Dinge im Einzelnen führt zu einer keineswegs einfachen Aufgabe. Das liegt vor allem an der deutschen Revolution selber. In der Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte gibt es wenige Bewegungen, die so schwer zu verstehen sind, wie die deutsche Bewegung jener Jahre. Gradlinig, von innerer Geschlossenheit, erscheint uns daneben die lang dauernde und breit dahinrollende französische Revolution, ähnlich die italienische Einigung, der amerikanische Bürgerkrieg und die meisten Umwälzungen des Jahrhunderts außerhalb Deutschlands. Wir müssen fast sagen: alles Deutsche

ist immer verwickelt und schwer entwirrbar. So kann man sich wohl denken, daß mancher, dem Bismarcks eigentliches Lebenswerk wichtig und sogar vertraut geworden ist, doch das vorliegende Buch von Marcks nicht so leicht in sich aufnimmt wie eine Berichterstattung über die spätern Jahre. Der Verfasser setzt einige Vertrautheit mit den Vorgängen der Jahre 1848 bis 1851 voraus, und diese Vertrautheit ist unter Nichtfachleuten nicht sehr verbreitet. Wer von uns kann sich heute in jenen Vorgängen zurechtfinden? So oft wir in Lebensbeschreibungen auf sie stoßen, stehen wir vor Rätseln und stutzen. Das ist nun auch hier der Fall, wo wir es mit Bismarck zu tun haben. Darum wird mit unverkürztem Verständnis und ununterbrochenem Genuß doch nur der Kenner die 200 Seiten lesen. Aber des Wichtigen und Wertvollen genug wird doch jeder Gebildete darin finden. Die Darlegung des Verhältnisses zu dem Meister der konservativen Staatslehre, Stahl, ist überaus fesselnd. Und ergreifend in ihrer Aufrichtigkeit muß jeder die feine und von Wärme durchströmte Zusammenfassung der von Bismarcks Frömmigkeit zeugenden Lebensäußerungen finden. Wieder einmal wird uns deutlich: mit Bismarck sind wir noch lange nicht fertig, mag seine Zeit nachgerade weit zurückliegen und die unsrige sich vorkommen, als ob jetzt lauter neue Maßstäbe angelegt werden müßten.

Wolfgang Windelband: Berlin-Madrid-Rom. Bismarck und die Reise des deutschen Kronprinzen 1883. Auf Grund unveröffentlichter Akten. Essener Verlagsanstalt, Essen 1939.

An einem Gegenstand, der nicht von der größten Wichtigkeit ist, wird uns in angenehm wirkender Darstellung gezeigt, wie Bismarck die außenpolitischen Angelegenheiten des noch jungen und mit Schwierigkeiten aller Art belasteten Deutschen Reiches geleitet hat. Ein Blick in seine Werkstatt, der Freude bereitet. Der noch junge König von Spanien, Alfons der Zwölfte, sucht, weil er die nicht ungefährlichen republikanischen Untriebe in seinem Land von Frankreich aus gefördert sieht, Anlehnung ans Deutsche Reich. Dessen Leitung hat abzuwägen, ob es ratsam ist, Entgegenkommen zu zeigen. Bismarck sieht, wie wertvoll die Hilfe von der Pyrenäenseite her bei einem Zusammenstoß mit Frankreich sein könnte. Aber nicht nur erkennt er, daß Spaniens militärische Kraft zu wünschen übrig läßt, daß das spanische Heer nicht in allen Teilen zuverlässig königstreu ist und die politischen Meinungen in der immerhin parlamentarisch regierten Monarchie recht geteilt, es kommt ihm auch darauf an, Frankreich nicht zu reizen, vielmehr es in seinen außenpolitischen Unternehmungen zu fördern, soweit diese nicht gegen das Deutsche Reich gerichtet sind. Er will aber auch den König Alfons, der bei alledem die treibende Kraft ist und in aller Form ein Bündnis mit gegenseitiger Bestandsverpflichtung anbietet, nicht von sich weisen und weiß es einzurichten, daß ein Abkommen zustande kommt, das keine schädlichen Wirkungen haben konnte und bei eintretenden Änderungen der Verhältnisse sofort unwirksam werden mußte, wie es denn auch beim frühen Tode Alfonsos geschehen ist. Das Hauptstück in dieser Unternehmung war die Reise des Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach Madrid. Daß diese gut ablief und ihren Zweck erfüllte, daß dabei nicht zu viel und nicht zu wenig geschah und nichts Ungeschicktes mit unterlief, war wieder in der Hauptsache Bismarcks Verdienst. Der damals krank in längerem Urlaub weilende Reichskanzler mußte fortwährend eingreifen und sich auch um Dinge zweiter Ordnung kümmern. Dasselbe war wieder der Fall, als man rätig wurde, den Thronfolger von Madrid über Rom heimkehren und dort den König, wie auch — wenn es sich machen ließ — den mit dem Königreich Italien auf gespanntem Fuß lebenden, im Vatikan angeblich gefangenen Papst besuchen zu lassen. Da konnte der kleinste Regiefehler die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen. Der Reichskanzler war bei alledem unterstützt von einigen tüchtigen Mitarbeitern (Gesandten), aber doch wundern man sich, zu sehen, wie oft er dabei nicht nur der Scharfsichtigste, sondern der allein Scharfsichtige unter den Beteiligten gewesen ist, überall sofort den manchmal von allen übersehenen entscheidenden Punkt erkannt und dann kräftig dadurchzusetzen gewußt hat, worauf es ihm ankam. Sein wertvollster Helfer war dabei der damals bereits 85 Jahre alte Kaiser, über dessen Klugheit und Energie man sich wundern muß. Am meisten fesselt den Leser der Besuch beim Papste, dessen Fähigkeit in der Verfolgung von Zielen, die Bismarck ablehnte, und die feine und

vornehme Art, wie der würdige Besucher den heißen Besuch zu einem Erfolg zu gestalten mußte. Diesem Ringen zweier durchaus entgegengesetzter Mächte zuzuschauen, bietet geradezu Genuß. Fein geschliffene Waffen, vollendete Fechterkunst, hohes Verantwortungsgefühl, edle Gesinnung, fester Wille, keiner der Gegner vergibt sich etwas, — hier feiert höchste Kultur Triumphe, die allen Beteiligten zur Ehre gereichen. Ist die Zeit dieser Kultur ganz vorüber, oder erleben wir bloß eine Verdunkelungsperiode?

E d u a r d B l o c h e r.

Neuausgaben.

Einem überaus glücklichen Gedanken ist **Alois Vernt** gefolgt, als er den Versuch wagte, einen Strauß von Novellen in dem weiten Garten der altdeutschen Vers-epik zu sammeln und der Welt in köstlicher Frische zu präsentieren. Dies geschah in dem vom Verlag reizvoll ausgestatteten Bande: „**Liebe, Lust und Leid. Altdeutsche Novellen**“ (Verlag C. F. Beck, München 1939). Es entstand so wirklich etwas wie „ein deutscher Dekamerone“. Man kannte ja einzelne dieser Erzählungen, die da und dort in der hochmittelalterlichen deutschen Literatur Unterschlupf gefunden haben, aber in diesem frohen Verbande wirken sie erst recht lebendig. Dazu kommt, daß der Herausgeber in der Übertragung darauf bedacht war, sie von allen überflüssigen Zutaten und Breiten zu befreien, und daß er mit ausgezeichnetem sprachlichen Feinsinn arbeitet (er hat auch den guten Einfall, die mittelhochdeutschen Verse in neuhochdeutscher Prosa zu bringen). So ist in dem Bande ein wahres Schatzkästlein entstanden, vor dem man, voll Freude an der Echtheit jedes Juwels, vergnüglich an der Schau sich weidet. — Eine Gestalt der älteren schweizerischen Literatur läßt Dr. **C. Lang** zu gerechten Ehren kommen, wenn er eine bescheidene Auswahl der „**Epigramme**“ von **Johann Grob** neu auflegt (Verlag A. Francke, Bern 1939). Johann Grob lebte von 1643 bis 1697 und war ein weitgereister und in seiner Heimat, dem Toggenburg, hochangesehener Mann. Epigramme sind heute nicht mehr eine so beliebte Lektüre wie zu seinen Zeiten, aber wenn man seine Sprüche geruhsam vornimmt, so fällt einem doch manches ins Auge und in den Sinn, was uns heute noch erfrischen kann. Dr. C. Lang hebt neben dem Konventionellen das Individuelle und das typisch Schweizerische hervor. Wie lustig ist es, wenn Grob den Leser anredet:

„Verwundre dich ja nicht, daß, was ich hier geschrieben,
Nicht zart ist, sondern hart, und gleichsam ungerieben;
Des Namens Eigenschaft liegt meinem Dichten ob,
Es bleibet wohl dabei: ich schreib' und heiße grob“.

Und wie gewichtig und ernst kann er sprechen, wenn er den „Wahren Adel“ umschreibt:

Folgt euern Ahnen nach, ihr tapfern Heldenjöhne,
Daß schimpflich ihren Preis nicht euer Leben höhne!
Weist eigne Tugend auf, nicht bloß ein fremdes Blut;
Der ist ein Edelmann, der edle Taten tut.

In diesen Tagen der Selbstbesinnung ist es besonders verdienstvoll, die Erinnerung an diesen Schweizer des 17. Jahrhunderts und seine tüchtige Gesinnung lebendig zu erhalten.

Die „**Briefe der Frau Mat Goethe**“ sind, von **Rudolf Bach** ausgewählt und herausgegeben, in die Insel-Bücherei aufgenommen worden (Insel-Verlag, Leipzig 1939). Das feine Bändchen enthält rund ein Viertel der über vierhundert erhaltenen Briefe Frau Mias, und man freut sich, daß sie durch diese Ausgabe nun in so angenehmer Weise zugänglich gemacht worden sind. Denn ihre Bedeutung geht ja weit über das bloß Literaturgeschichtliche hinaus (auch diese Bedeutung soll natürlich nicht unterschätzt werden): sie sind herrliche Dokumente des gemütvollen, in unvergleichlicher Ursprünglichkeit erblühten Naturells der seltenen Frau. — Der Österreicher **Karl Anton Postl** (1793—1864), der sein reich bewegtes Leben, das mehrere Amerikareisen in sich schloß, endlich in der Schweiz, bei Solothurn, zur letzten Ruhe brachte, hat „zeitlebens ein undurchdringliches

Dunkel über seine Herkunft walten lassen“ — aus seinem Testament ergab sich erst sein wahrer Name und die Tatsache, daß Postl ein jung dem Kloster entlaufener Mönch war. Seine vielen Reiseschriften und Erzählungen begründeten den Ruhm seines Pseudonyms **Charles Sealsfield**. In der Literaturgeschichte ist sein Name in der Nähe des Amerikaners J. F. Cooper, des Verfassers des „Lederstrumpf“ und des Norddeutschen Friedrich Gerstäcker zu finden, dessen Romane und Reiseberichte, solide Erzählerarbeit, im ausgehenden 19. Jahrhundert viel gelesen waren. Charles Sealsfields wohl bedeutendstes Buch, den Roman **„Das Rajütenbuch“**, legt nun **Fritz Bergemann** in einer neuen, schönen Ausgabe vor (Insel-Verlag, Leipzig 1939), und da der Autor schweizerische Lebenskreise berührt hat, wird das Buch auch bei uns besonderer Aufmerksamkeit begegnen. Es handelt sich um eine Reihe von heißblütigen Erzählungen, die in einen flüchtig gefügten Rahmen gestellt sind. Die Liebesgeschichte, die sie beschließt, verrät das Alter der Erzählung, sie würde heute etwas robuster gestaltet. Die vorausgehenden Abenteuerergeschichten aus den 1820er Jahren sind uns um vieles näher und erinnern in der Art, wie sie Wildwest-Romantik mit einer guten Dosis realistischer Darstellung verbinden, an Jack London. Man begreift den Erfolg, der diesem Buche beschieden war: es kam und kommt noch heute mit gutem Geschmack einer nicht aus der menschlichen Seele zu tilgenden Sehnsucht nach dem Abenteuerlichen entgegen.

Die Deutsche Verlags-Anstalt (Stuttgart) hat eine schöne Ausgabe der in gebundener Form erschienenen Dichtungen des Arbeiterdichters **Heinrich Versch** (**„Das dichterische Werk“**) veranstaltet, die man heute mit besonderer Bewegung zur Hand nimmt. Denn dieses Dichters Wort ist in der Zeit des Krieges von 1914/18 aus einem mannhaften, von glühender Vaterlandsliebe beseelten und zugleich tief menschlich empfindenden Herzen herausgebrochen, und die Wucht des Erlebnisses lastet schwer auf vielen der heiß geformten Verse. Ihre Eigenart ist es, daß sie nicht die beschwichtigte und ausgeglichene Form suchen, ihr Gewicht liegt nicht im Formalen, sondern in der Unmittelbarkeit und Echtheit des Gefühls, das sie elementar, vielfach in sehr freien Rhythmen, zum Ausdruck kommen lassen. So verlangt das Buch vom Leser vor allem Aufgeschlossenheit gegenüber der Macht des Erlebnisses, und er wird vor erschütternde Stellen zu stehen kommen. Da ist z. B. das bekannte Gedicht „Brüder“, das vom Toten erzählt, der vor dem Drahtverhau lag:

„Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
Und immer fühlt' ich's fester: Er muß dein Bruder sein.“

Der Tote wird hereingeholt, begraben, „ein fremder Kamerad“, und das Gedicht schließt, eine Stimme der Menschlichkeit im grauenvollen Toben des Hasses und der Vernichtung:

„Es irrten meine Augen. Mein Herz, du irrst dich nicht:
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht“.

Eine solche Stimme kann nie vergessen werden. — Der 1897 geborene Herausgeber der Zeitschrift „Das Innere Reich“, **Paul Alverdes**, hat seine Reden und Aufsätze in einem gehaltvollen und sehr bemerkenswerten Bande, **„Dank und Dienst“** (Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1939) gesammelt. Der Dank gilt dem, was die Heimat in vergangenen Tagen Großes im Reiche des Geistes geschaffen, der Dienst geschieht am innern Reich der Deutschen. Man muß, um dieses Buch zu durchgehen, eine besonders geruhige und feiertägliche Stunde wählen, da es in seinen Gedenkreiden und Würdigungen sich in die Reihe der gehaltvollsten Bücher dieser Art stellt, die das deutsche Schrifttum verzeichnet. Es spricht aus der Tiefe: sei es, daß Paul Alverdes die „Sprache als Ausdruck der Nation“ feiere oder etwa die Tragik im Leben und Streben Heinrich von Kleists umschreibe — es geschieht immer in einer prächtig hochgesinnten Art, die man freudig gelten läßt, auch wenn man einmal eine Beweisführung oder Begriffsbestimmung nicht im ganzen Umfang billigen kann. Und dann verfügt Paul Alverdes in seltenem Maße über die Macht des Wortes. Nicht im Sinne des Pathos oder der Schönrednerei, sondern im Sinne der Verinnerlichung. Er steht über die Tiefen gebeugt — sein Wort holt sie herauf. Es ist ein Buch, das viel mehr dem Rein-Menschlichen als dem Treiben der Wissenschaft verbunden ist — gerade deshalb wirkt es so lebendig und unmittelbar.

Carl Günther.

Gottfried Keller als Erzieher.

Martin Schmid: Gottfried Keller als Erzieher. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1938.

Zuerst eine Vorbemerkung: Die angezeigte Kellerstudie erschien als 8. Ausgabe der „Schweizerischen Pädagogischen Schriften“. Zur Zeit ist das 14. Heft der Reihe im Druck. Diese Schriften werden von der „Kommission für interkantonale Schulfragen des Schweiz. Lehrervereins“ herausgegeben und von einer Fachgruppe von Pädagogiklehrern in dieser Kommission betreut. Die Gründung der Schriftenreihe ergab sich aus der Absicht, schweizerischen Autoren auf dem Gebiete der allgemeinen Pädagogik, der Pädagogikgeschichte, der pädagogischen Psychologie und der Unterrichtsmethodik die Herausgabe von Arbeiten zu erleichtern, die zum Teil infolge der Kleinheit des Landes, der sprachlichen Verhältnisse und der föderalistischen Schulstruktur nur kleine Auflagen gestatten. Darüber hinaus wollte man aber trotzdem den Verfassern druckfertiger, angenommener Manuskripte die Autorenentschädigung sichern, als Ansporn, Produkte langen Fleißes, auf kleinen Umfang zusammengefaßt, zur Veröffentlichung bereitzustellen. Der schweizerische Lehrer, vor allem der Pädagogiklehrer und die Methodiker der Lehrerbildungsanstalten sollten die Früchte einheimischer Denkleistungen und Erfahrungen für sich und die Schüler zu bescheidenem Preise erwerben können. An die Verwirklichung eines solchen Planes, der ein Teil unserer geistigen Selbstbefinnung darstellen möchte, konnte nur herangegangen werden, wenn finanzielle Mittel zum vornehmerein zur Verfügung standen. Sie wurden von der von Emil Sidler-Brunner gegründeten Stiftung Lucerna zur Verfügung gestellt. So konnte ein besonderer Fonds gegründet werden, damit ein aus freiem Geiste geschaffenes schweizerisches pädagogisches Fachschriftentum sich leichter entwickle.

Ob die vorgezeichnete Absicht bisher erreicht wurde, kann noch nicht beurteilt werden; Mitbeteiligte sind dazu auch nicht geeignet. Es ist ohnehin ein Unternehmen, das auf lange Dauer berechnet ist; denn gute Werke reifen langsam. Unsere Autoren sind oft zurückhaltend und vorsichtig. Andere ziehen den direkten Weg zu Verlagen vor, was nur zu begrüßen ist. Als Verfasser in Betracht fallende Persönlichkeiten sind zudem hierzulande meist mit einem Übermaß von Unterrichtsstunden, von kleiner und kleinster Detailarbeit, mit organisatorischen und schulpolitischen Aufträgen überlastet. Nur innerhalb der Kirchen — besonders der katholischen — wird Gelehrten Zeit und Muße zu Studien, die nicht unmittelbar als praktisch angesehen werden und nicht nur dem Tage dienen, zur Verfügung gestellt. Man steht überhaupt in unserer Volksgemeinschaft der schöpferischen geistigen Arbeit eher mißtrauisch gegenüber und läßt sie aus voller Überzeugung nur als Nebenbeschäftigung oder als Liebhaberei wohlhabender Herren gelten. Das Mißtrauen hat sicher seine volle Berechtigung einem nur formal begründeten, zerscherischen, von den Realitäten abgewendeten Denken gegenüber. Schlimm ist aber, daß man an praktisch maßgebenden Stellen zu wenig zu unterscheiden versteht oder verstehen will, was Phantasterei und was echte Wesensschau, echte Theoria ist. Weil viele große einheimische Talente nicht genützt werden, muß oft theoretisches Rüstzeug von jenseits der Grenzen geholt werden. Soll aber unser nicht in Frage zu stellendes nationales Eigensein wahrhaft gerechtfertigt bleiben, so müssen alle geistigen Grundlagen hervorströmen aus der „preiswürdigen Handarbeit Gottes“, wie Gottfried Keller unsere Heimat nannte. Jede Art wirklichen Menschentums kann innerhalb dieser Landesgrenzen und ihrer darüber hinausreichenden Belange zur Geltung kommen. Sehr unschweizerisch wäre es aber, wenn man sich nicht stets weitherum umsähe nach dem, was andere können und zustande bringen, um daran zu lernen und das nötige Wertmaß von Bescheidenheit, aber auch ein gesundes Maß von Selbstbewußtsein zu bewahren.

Diese Einleitung mag reichlich weit hergeholt und daher anmaßend vorkommen, wenn man nur eine Schriftenreihe anzuzeigen hat. Sie soll sich aber gar nicht auf diese allein beziehen, sondern lediglich darauf hinweisen, daß man an einem der vielen kleinen Orte eine der zahlreichen nationalen Aufgaben zu erfüllen bestrebt ist, deren Geringschätzung letzten Endes unsere Eigenstaatlichkeit durch Unterhöhlung der Fundamente bedroht.

Und nun zum Thema: Daß das erste Heft der Schweiz. Pädagogischen Schriften, das den Namen eines Pädagogen im Titel trägt, gerade Gottfried Keller als Erzieher gewidmet ist, mag auffallen. In der Geschichte der Pädagogik zählt

man andere auf, vor allem Pestalozzi, dann Rousseau, Johann Georg Sulzer, Martin v. Planta, Ulysses v. Salis-Marischlinz, J. B. v. Tschärner, Ph. C. v. Feltenberg, Heinrich Bishoffe, Père Girard, Joh. Niederer, J. J. Wehrli, Thomas Scherr, Pater Florentini, Jeremias Gotthelf, um nur die bekanntesten der Dahingeschiedenen zu nennen. Keller fehlte ja auch äußerlich manche Vorbedingung zum Erzieher. Er war — wider Willen — ein einsamer Junggeselle. Einmal winkte ihm ein Lektorenposten am „Poly“, sonst lag seine Tätigkeit der fachlichen Schulmeisterei fern. Die Schule selbst hatte ihn recht übel behandelt. Der Protokollbeschluß der Aufsichtskommission der Industrieschule Zürich vom 9. Juli 1834, lautend: „Gottfried Keller ist aus der Schule gewiesen und dieses seiner Mutter von Seite der Aufsichtskommission mitzuteilen“, wurde zur Ursache des von ihm als „verhunzt“ bezeichneten Bildungsganges. Schmerzlich sah er nach seinen eigenen Worten „durch verschlossene Gitter in den reichen Garten der reiferen Jugendbildung“.

Was trotzdem Keller zu einem wesentlichen Pädagogen werden ließ, das war echte Theoria, Schau dessen, was unter konkreter Berücksichtigung aller gegebenen Möglichkeiten und Grenzen sein könnte, sein sollte, was nur noch der Einsicht, des guten Willens, der Energie und Kraft bedarf, die vorhanden ist, aber vielleicht infolge der ewigen Trägheit brach liegt. So wurde Keller aus der Wesensschau der Realitäten doch zu einem unserer normativen, zielgebenden Erzieher.

In seinem großen Erziehungsroman geht es, wie Martin Schmid schreibt, um die einfachsten menschlichen Verhältnisse: „Trennung und Heimkehr, Erziehung, Schule, Beruf, Arbeit und Feste. Aber das alles sind die sinnvoll verflochtenen Mächte und Einflüsse, die ein Menschenleben berühren, von ihm berührt werden, die es formen und gestalten, und die so zum Schicksal und Lebensinn emporsteigen, sich die goldenen Eimer reichen“, wie es im „Faust“ heißt. So folgen wir dem menschlich-bürgerlichen Bildungsgang schlechtthin und dem schweizerischen obendrein“.

Erbmasse, Umwelt, Erkenntnis der kleinen alltäglichen, der banalen Umwelt, der „ewig-Gemeinen“ ist bei Keller nie übersehen; das Thema der totalen Erziehung ist in unzähligen Varianten am lebendigen Bilde des leibhaftigen Menschen dargestellt und als bestes Ergebnis wird weder die „abgedrehte Tausendperson“ noch der „gerechte Kammacher“, sondern der tüchtige, gesunde, weltoffene, weise Mensch und Bürger gezeigt. Dr. Martin Schmid, Seminardirektor in Chur, nebenbei ein Lyriker von Rang, ist selbstverständlich nicht der erste, der Gottfried Keller als Pädagogen entdeckt oder beschreibt. Er weist selbst im Kapitel „die Bildungsmächte im ‚Grünen Heinrich‘“ nachdrücklich auf die Ausführungen im Kapitel über den Grünen Heinrich in Emil Ermatingers großem Werke „Gottfried Kellers Leben“ hin, „die wohl im Wesentlichen durch keine Spezialarbeit so leicht übertroffen werden“. Im Verlage der Gottfried-Keller-Gesellschaft in Zürich hatte 1935 unter dem gleichen Titel wie unser besprochenes Buch Prof. Dr. Max Zoltinger, Zürich, eine sehr bemerkenswerte Abhandlung erscheinen lassen. Was die Veröffentlichung von Schmid besonders auszeichnet, ist ihre, durch sprachliche Meisterschaft unterstützte Absicht, neben der erzieherischen Weisheit des Dichters vor allem die Schönheit seines Werks gleichzeitig nachempfinden zu lassen.

M a r t i n S i m m e n.

Wirtschaftsfragen.

Kapitalexport und Zahlungsbilanz, 2. Heft der „Theorie und Praxis des schweizerischen Geld-, Bank- und Börsenwesens seit Ausbruch des Weltkrieges (1914—1939), von Dr. Eduard Kellenberger, Privatdozent an der Universität Bern. Verlag A. Francke A. G., Bern 1939.

Das vorliegende Werk ist ein Bestandteil einer Schriftenreihe und kann nur in diesem Zusammenhang beurteilt werden. Im 1. Heft bearbeitete der Verfasser „Das Münzwesen und seine Reform“, wobei er insbesondere den Preisfall des Silbers, die Auflösung der lateinischen Münzunion und die währungspolitischen Auswirkungen des Geldsystems behandelte.

Das erschienene 2. Heft stellt den I. Band des Gesamtwerkes „Kapitalexport und Zahlungsbilanz“ dar. Es enthält das Tatsachenmaterial bis 1929, während im vorgesehenen II. Band die Darstellung der Entwicklung bis 1939, Geschichte und Kritik der Ideen und Theorien über den Kapitalexport und schließlich die Theorie des Kapitalexportes enthalten sein werden.

Die Art und Weise, wie Kellenberger die Tatsachen erfaßt und schildert, zeugt nicht nur von überragender Sachkenntnis, sondern ist ein Musterbeispiel der Darstellung verworrener und unübersichtlicher Verhältnisse. Von höchstem Wert ist die Verankerung dessen, was dem Verfasser nur dank seiner beruflichen Tätigkeit und seiner persönlichen Beziehungen zugänglich war. So wird manches verständlich, was ohne diese einzigartigen Aufschlüsse unklar oder zu Fehlschlüssen führen würde. Wenn auch die Tatsachenbeschreibung auf den ersten Blick von erdrückender Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu sein scheint, konnte sie im Hinblick auf den Zweck der Schriftenreihe doch nicht anders ausfallen. Von der richtigen Erfassung und Beleuchtung scheinbar unwichtiger Tatsachen hängt in hohem Maße der Wert der theoretischen Folgerungen ab. Wohl jeder Leser, der sich durch das vorliegende Werk hindurchgearbeitet hat, bedauert, daß er nicht in einem Zuge auch die theoretischen Schlussfolgerungen, die für den II. Band vorgesehen sind, verarbeiten kann.

Kellenberger versucht unermüdlich, den Kapitalexport im Zusammenhang mit der Funktion des Goldes als internationalem Zahlungsmittel ins richtige Licht zu rücken. Damit klärt er auch über die Bedeutung des Goldes im Rahmen der Zahlungsbilanz, von der selbst in Fachkreisen oft recht sonderbare Anschauungen herrschen, auf. Mit der Wiedergabe einiger markanter Sätze sei dieses Problem schlaglichtartig beleuchtet. Auf Seite 79: „Wir haben bereits gesehen, wie sich die Schweiz im Sommer 1916 einer drohenden Sendung von silbernen Fünffrankenstücken nur dadurch zu erwehren vermochte, daß sie Frankreich einen Kredit von 50 Millionen Franken einräumte. In diesem Falle zog man also den Kapitalexport einem Münzimport vor“. Unter Hinweis auf ein Gutachten von Dr. Adolf Jöhr vom 14. Dezember 1916 schreibt Kellenberger auf Seite 81 weiter: „Je mehr uns aber das Ausland in Silber oder Gold zahle, um so weniger werde es uns liefern, um so begehrt werden diese Waren bei uns werden, um so höhere Preise seien dafür auszuliegen. Hier liegt der Zusammenhang zwischen einem Überfluß an Zahlungsmitteln und einer Steigerung der Preise unbestreitbar deutlich zutage.“ Über die Bedeutung des Goldes als Verkörperung ausländischer Kaufkraft während des Weltkrieges 1914–1918 äußert sich der Verfasser auf Seite 87 wie folgt: „Die ausländische Kaufkraft kann gegenwärtig von uns nicht ausgenützt werden. Das Gold ist heute ein Wechsel auf die Zukunft, also ein langfristiges Wertpapier! Es unterscheidet sich von den anderen ausländischen Wertpapieren und Bankguthaben nur darin, daß es zinslos ist“.

So geht Kellenberger stets unerbitterlich auf das Wesentliche, wobei er immer wieder den das klare Sehen trübenden Geld- und Goldschleier lüftet. Das Buch ist geeignet, bei Finanz- und Wirtschaftspolitikern auch da noch eine Kopfkларung herbeizuführen, wo sie wegen der heimtückischen „déformation professionnelle“ nötig geworden ist.

Sam Streiff.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Anrich, Ernst: Deutsche Geschichte 1918–1939. Die Geschichte einer Zeitenwende. B. G. Teubner, Leipzig 1940. 157 Seiten, M. 3.—.

Blafer, Fritz: Bibliographie zur Geschichte des Schweizerischen Zeitungswesens. Im Auftrage der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz herausgegeben von Werner Räf. Birkhäuser, Basel 1940. 86 Seiten.

Bremer, Karl Heinz: Der französische Nationalismus. Deutscher Rechtsverlag, Berlin 1939. 137 Seiten, M. 4.80.

Brodemann, Carl: Geschichte der islamischen Völker. Oldenbourg, München 1939. 514 Seiten mit 8 Karten, M. 12.50.

- von Farlas, Julius:** Der Freiheitskampf des ungarischen Geistes 1867—1914. Ein Kapitel aus der Geschichte der neueren ungarischen Literatur. de Gruyter, Berlin 1940. 280 Seiten.
- von Frauenholz, Eugen:** Das Heerwesen in der Zeit des Absolutismus. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1940. 483 Seiten, M. 15.—.
- Frey, Jean Richard:** Eine Großschiffahrtsstraße von der Schweiz zur Adria und das oberitalienische Wasserbauprogramm. Selbstverlag des Verfassers, Basel 1940. 32 Seiten, Fr. 1.60.
- Ganzoni, Werner:** Was wird aus der Schweiz? Staatsneutralität und Volksneutralität als Problem der öffentlichen Meinungsbildung im gegenwärtigen Krieg. Druckerei Freudenfels, Schaffhausen 1940. 23 Seiten, 80 Rp.
- Garotte, Pierre:** Friedrich der Große. Kentsch, Erlenbach/Zch. 1940. 501 Seiten mit 18 Bildtafeln, Fr. 10.50.
- Guse, Felix:** Die Kaukasusfront im Weltkrieg bis zum Frieden von Brest. Koehler & Amelang, Leipzig 1940. 130 Seiten und 1 Karte.
- Hoffmann, Heinrich:** Goethes Religion. Haupt, Bern 1940. 31 Seiten, Fr. 1.20.
- Lindberg, Carolus:** Suomen Kirkot — The churches of Finland — Les églises de Finlande — Die Kirchen Finnlands. Helsinki 1939.
- Mühlmann, Carl:** Das deutsch-türkische Waffenbündnis im Weltkriege. Mit einem Geleitwort von W. Foerster. Koehler & Amelang, Leipzig 1940. 356 S.
- Ollonen, Onni:** V'Art finlandais aux XIXe et XXe siècles. Traduit du finnois par Arthur Langfors. Werner Söderström, Helsinki 1940.
- Olberg, Paul:** Ryßlands nya Imperialism. Bockförlaget Natur och Kultur, Stockholm 1940. 230 Seiten.
- Perret, Jean-Louis:** La Finlande. Rieder, Paris 1937.
- Schwarz, Theodor:** Denker der Politik. Geschichte der politischen Lehren. Rascher, Zürich 1940. 219 Seiten, Fr. 4.80.
- Simoneit, Max:** Deutsches Soldatentum 1914 und 1939. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940. 36 Seiten, 80 Pfg.
- Streiff, Sam:** Wirtschaftliche Friedensvorsorge. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1940. 16 Seiten.
- Tschetitsch, Milutin:** Jugoslawien am Scheidewege. Das Serbo-Kroatische Problem und Jugoslawiens Außenpolitik. Felix Meiner, Leipzig 1939. 140 Seiten, M. 4.50.
- Ulrich, Johannes:** Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten. Koehler & Amelang, Leipzig 1940. 272 Seiten.

ZÜRICH

Unfall

Versicherungen:

- Unfall, Haftpflicht
- Kasko, Baugarantie
- Einbruch - Diebstahl

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stodterstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stodterstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.